



Leseprobe

Griet Op de Beeck

Komm her und lass dich küssen

Roman

"Eine furiose Entdeckung aus Flandern."
Madame

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 11. Oktober 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Mona ist neun, als ihre Mutter bei einem Autounfall ums Leben kommt. Fortan kümmert sie sich um den kleinen Bruder und versucht, den Erwachsenen nicht im Weg zu sein. Artig und gleichzeitig unsichtbar sein, lautet ihr Überlebensmotto. Mona ist Mitte zwanzig, als sie die große Liebe trifft. Doch wie tritt man ein fürs eigene Glück? Mona ist Mitte dreißig – und will nun endlich begreifen, wie Leben wirklich geht ... Dies ist die Geschichte von Mona, als Kind, als junge Frau, als Erwachsene. Eine Geschichte darüber, wie wir werden, wer wir sind. Über gebrochene Lebensläufe und die Suche nach dem Sinn. Über die Angst vor dem Starksein. Über den Mut, sich allem zum Trotz ins Leben zu stürzen. Und natürlich über die Liebe. Auch zu uns selbst.



Autor

Griet Op de Beeck

Griet op de Beeck, Jahrgang 1973, arbeitete als Dramaturgin, Journalistin und Kolumnistin, bis sie Anfang 2013 mit *Vele hemels boven de zevende* ihren ersten Roman vorlegte. Sie wurde mit dem De Bronzen Uil Publikumspreis ausgezeichnet und für den AKO-Literaturpreis nominiert. Der Roman wurde in Flandern und den Niederlanden ein sensationeller Bestseller. Griet op de Beeck zweiter Roman, *Komm her und lass dich küssen verkaufte sich sage und schreibe 250.000 Mal.*

Mona ist neun, als ihre Mutter bei einem Autounfall ums Leben kommt. Fortan kümmert sie sich um den kleinen Bruder und versucht, den Erwachsenen nicht im Weg zu sein. Artig und gleichzeitig unsichtbar sein, lautet ihr Überlebensmotto. Mona ist Mitte zwanzig, als sie die große Liebe trifft. Doch wie tritt man ein fürs eigene Glück? Mona ist Mitte dreißig – und will nun endlich begreifen, wie Leben wirklich geht ...

Dies ist die Geschichte von Mona, als Kind, als junge Frau, als Erwachsene. Eine Geschichte darüber, wie wir werden, wer wir sind. Über gebrochene Lebensläufe und die Suche nach dem Sinn.

Über die Angst vor dem Starksein. Über den Mut, sich allem zum Trotz ins Leben zu stürzen. Und natürlich über die Liebe. Auch zu uns selbst.

GRIET OP DE BEECK, Jahrgang 1973, arbeitete als Dramaturgin, Journalistin und Kolumnistin, bis sie Anfang 2013 mit *Vele hemels boven de zevende* ihren ersten Roman vorlegte. Sie wurde mit dem De Bronzen Uil Publikumspreis ausgezeichnet und für den AKO-Literaturpreis nominiert. Der Roman wurde in Flandern und den Niederlanden ein sensationeller Bestseller. Griet Op de Beecks zweiter Roman, *Komm her und lass dich küssen*, verkaufte sich sage und schreibe 250.000 Mal.

Griet Op de Beeck

Komm her
und lass dich
küssen

Roman

Aus dem Niederländischen
von Isabel Hessel

btb

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Kom hier dat ik u kus« bei Uitgeverij Prometheus, Amsterdam.

Dieses Buch wurde mit Unterstützung
des Flämischen Literaturfonds herausgegeben.
(www.flemishliterature.be)



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2016

Copyright © 2014 Griet Op de Beeck

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture/R. Mohr

Satz: Uhl + Massopust GmbH, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71443-8

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

für dich
für immer

(and where you are is where you are not,
das hat T.S. Eliot gesagt)

Vielleicht sind alle Drachen unseres Lebens Prinzessinnen,
die nur darauf warten uns einmal schön und mutig zu sehen.
Vielleicht ist alles Schreckliche im Grunde das Hilfloose,
das von uns Hilfe will.

RAINER MARIA RILKE

wir vergessen, dass wir aus gerade genug wasser bestehen,
um eine flutwelle entstehen zu lassen

DENNIS GAENS

ERSTER TEIL

1976–1978

1

Angeblich gewöhnen sich Augen ja an die Dunkelheit, aber hier, in diesem kleinen Raum in der Ecke vom Keller, ist es stockfinster. Beim letzten Mal habe ich laut gezählt, und dann war ich schon bei soundso viel Hundert und durfte immer noch nicht raus, also mach ich das nicht mehr.

»Ich hab keine Angst.« Ich sage das laut, und erschrecke über das Geräusch. »Ich hab keine Angst, denn ich bin schon neun und das ist groß, und große Mädchen fürchten sich nicht.« Jetzt wird es nicht mehr lange dauern. Mama wird bestimmt gleich runterkommen und mich wieder rauslassen. Ich werde mich entschuldigen und versprechen, es nie wieder zu tun.

Ich bin kein braves Kind. Alexander schon. Mama sagt das ganz oft. Sie nennt Alexander »mein Schatzemann«. Das Wort gibt's gar nicht, das hat sie sich extra für meinen Bruder ausgedacht. Obwohl er manchmal ganz schön blöd und gemein sein kann. Zum Beispiel, als er mein Bild kaputt gemacht hat, weil er mit Wachsmalkreide drei fette Striche drübergemalt hat. Als ich's Mama erzählt habe, hat sie gesagt, dass keiner Petzen leiden kann und dass er noch zu klein ist, um zu wissen, dass er was verkehrt macht, aber wie der bei seinem letzten Krakel geguckt hat ... Er ist doch schon sechs, also längst kein Baby mehr. Alexander hat auch schon schlimme Sachen zu mir gesagt und mir auf den Kopf gehauen, was natürlich nicht wehgetan hat, aber trotzdem. Na ja, so was macht er nie, wenn Mama in der Nähe ist, also kann sie das natürlich auch nicht wissen.

Mich nennt meine Mama Monalein, wenn ich lieb bin. Ich bin lieb, wenn ich ihr beim Abwaschen helfe oder beim Putzen oder beim Tischdecken, ich bin lieb, wenn ich aufräume und wenn ich mir die Hände vor dem Essen wasche, ich bin lieb, wenn ich still bin, weil Papa seine Ruhe haben will, oder wenn ich eine gute Note aus der Schule mit nach Hause bringe und andere Sachen mache. Aber manchmal vergesse ich, dass ich lieb sein muss. Das passiert mir einfach. Dann male ich zum Beispiel gerade was und komme mit dem Stift aus Versehen auf die Tischdecke. Oder ich spiele mit Alexander im Garten, und plötzlich fällt er hin, weil ich ein Spiel ausgesucht habe, das zu wild ist. Oder ich sage genau das, was ich wohl nicht sagen durfte. Oder ich komme mit einem Riss im Rock von der Schule nach Hause und weiß nicht, wie das passiert ist, aber Mama muss jetzt wieder einen neuen kaufen. Als ob das Geld auf den Bäumen wächst. Ich hab auch schon mal Süßigkeiten aus dem Schrank genommen, ohne dass Mama das erlaubt hatte. Das ist eigentlich stehlen. Als ich erwischt wurde, habe ich gesagt, dass ich nicht wusste, dass ich das nicht durfte, also das war dann auch noch lügen. Und ich war letzte Woche ziemlich gemein zu Sofie aus meiner Klasse. Aber Mann, die hat sich einfach Regeln ausgedacht, die gar nicht zu dem Spiel gehören, und dadurch hat meine Mannschaft verloren, und da hab ich sie Miststück genannt. Klar weiß ich, dass so was nicht lieb ist, aber das ist mir einfach so rausgerutscht. Ich muss lernen, erst nachzudenken, bevor ich was tue, sagt Mama, und da hat sie recht. Da bin ich nicht immer gut drin. Sofie hat angefangen zu weinen und hat es unserer Lehrerin erzählt, das von dem Miststück, und dann war die Lehrerin wütend auf mich. Ich hatte Angst, dass sie's meiner Mama erzählt, aber das hat sie nicht getan. Zum Glück.

Ich halte mir die Hand eine kurze Lineallänge von den Augen weg, um zu schauen, ob ich sie sehen kann. Vielleicht ein ganz kleines bisschen? Oder ist das nur, weil ich weiß, dass die Hand da ist? Ich habe mich auf den Boden gesetzt, weil ich das Höckerchen nicht finden konnte, das hier irgendwo stehen muss. Der Boden ist kalt und hart, mein Po tut schon ein bisschen weh. Ich bleibe sowieso nah am Boden, weil ich weiß, dass hier Spinnweben hängen, und sonst hab ich die im Haar kleben. Wenn ich ein Taschentuch hätte, würde ich mir die Nase putzen, aber ich hab keins, also zieh ich den Rotz einfach hoch. Das geht, indem ich Luft über die Nase einziehe. Mama findet es total eklig, wenn ich das mache, aber na ja, sie kann's jetzt eh nicht hören. »Ein Mädchen, das keine Manieren hat, wird es zu nichts bringen«, das sagt sie auch oft.

Ich versuche, nicht auf die Geräusche zu achten, die ich höre, so ein komisches Ticken und leises Brummen. Ich weiß nicht, woher das kommt, und dann fang ich an zu denken, dass da ein Monster oder so ist. Klar weiß ich, dass es die nicht in echt gibt, aber manchmal, in diesem kleinen Raum hier, vergesse ich das ein bisschen. Na ja, nicht richtig vergessen, aber dann ist es, als wäre mein Kopf geradeaus. Ich bin ein Angsthase, sagt Mama, ich muss härter werden. Sie hat natürlich recht, aber ich weiß nicht, wie man so was macht.

Ich könnte stärker sein, für eine Neunjährige, meine ich. Aber ich kann Dunkelheit echt nicht leiden, genau wie Spinnen, da hab ich Angst vor, und vor Mäusen, und großen Hunden. Aber nur, wenn sie echt groß sind. Kleine Hunde mag ich. Kleine Hunde sehen immer so fröhlich aus.

Als ob die nicht wissen, was traurig sein ist, außer ihr Herrchen macht es ihnen vor. Das hab ich schon mal gesehen, dass

der Hund meiner besten Freundin Ellen sich einfach neben sie gelegt hat, als sie krank war, ganz still.

Sonst springt er die ganze Zeit in die Luft und wedelt mit dem Schwanz und bellt, weil er sich freut, dass Ellen da ist. Als er da so neben ihr lag, auf dem Teppich neben dem Sofa, habe ich beschlossen, dass Hunde vielleicht ja die liebsten Tiere auf der Welt sind, zusammen mit weißen Kaninchen, diese kleinen, und Babyzicklein, wie die auf dem Kinderbauernhof, wo wir mit der Schule waren. Wenn ich ein Zicklein hätte, würde ich's Alexander nennen, um ihn zu ärgern. Gänse sehen auch lieb aus, aber Papa hat mal erzählt, dass man mit denen aufpassen muss, die können nämlich beißen. Das fand ich komisch, weil Gänse doch gar keine Zähne haben. Da hat Papa gesagt, die machen das mit ihrem Schnabel, aber das fand ich 'ne dumme Erklärung, weil beißen doch mit Zähnen geht, warum sagt man sonst beißen dazu?

Ich weiß nicht, wie lange es jetzt schon dauert, aber ich glaube so eine Stunde, oder vielleicht vier Stunden, ich weiß nicht genau. Nachher sterbe ich hier unten noch vor lauter Langeweile. Ich versuche, mit den Fingern zu knacken, mit einem nach dem anderen. Das darf ich vor Papa nicht, da kriegt man später Rheuma von, sagt er, aber ich mag das Geräusch so gerne. Ich darf auch nicht die Hand in den Eimer mit Nüssen im Supermarkt stecken, das tu ich aber trotzdem manchmal, weil es sich so schön anfühlt, und hinterher ist meine Hand salzig, und das schlecke ich dann ab, was Mama supereklig findet.

Ich höre wen die Treppe runterkommen. Endlich, da ist sie, ich höre das am Geräusch ihrer Absätze. Ich fange fast schon an zu lächeln, weil ich so froh bin, dass die Strafe vorbei ist. Aufpassen, dass das Lächeln weg ist, bevor Mama's sieht, sonst

denkt sie, es täte mir nicht leid. Ich höre, wie sie sich räuspert, was sie öfter macht, wenn sie sich ärgert. Die Tür schwingt auf.

»Ich höre?«

Meine Augen gehen automatisch zu, weil Mama das Licht in dem Teil vom Keller angemacht hat, wo sie steht.

»Ich werde es nie wieder tun.«

»Und was noch?«

»Entschuldigung, Mama, ich werde es nie wieder tun.« Ich schlinge meine Arme um sie.

Sie tätschelt mir kurz die Schulter. »Ja, ja, in Ordnung. Geh jetzt wieder nach oben.«

Ich bin so froh, dass Mama mir immer wieder verzeiht. Das können nur Mamas, glaube ich, dir immer wieder verzeihen, egal was du anstellst. Als ich nach oben ins grelle Tageslicht komme, müssen sich meine Augen noch immer ein bisschen dran gewöhnen.

Papa kommt gerade in die Küche: »Hallo, Jungs!«, ruft er mir und Alexander zu. »Wieso hast du Spinnweben im Haar?«

Ich antworte nicht, das traue ich mich nicht.

»Wer nicht hören will, muss fühlen«, sagt Mama.

Papa reagiert nicht. Er schaut mich an: »Alles okay?«

»'türlich«, sage ich und gehe ins Wohnzimmer. Ich will lesen, denke ich, weil es ein ganz tolles Buch ist, und das macht mich froh. Papa geht an mir vorbei, noch mal in seine Praxis zurück wahrscheinlich.

»Hast du Patienten?«, frage ich.

»Nein, aber ich muss noch ein paar Dinge erledigen.«

»Darf ich mit und bei dir mein Buch lesen?«

»Och, Monalein«, sagt Papa.

Bevor er den Satz zu Ende sprechen kann, rufe ich: »Ich

werde ganz, ganz leise sein, versprochen, ich werde nichts über mein Buch erzählen oder so, es ist nämlich viel zu spannend, also will ich's einfach nur durchlesen.«

»Also gut«, sagt er und hält mir die Tür auf.

Ich darf hier zwar nicht oft sein, aber ich finde Papas Praxis super. Da riecht's nach so komischem Zeug, mit dem er die Zähne der Leute gesund macht. Und da hängt ein Bild, wie so ein Gebiss aussieht, das finde ich ein bisschen langweilig, aber das sage ich nicht. Da steht eine Art Spezialstuhl, den Papa mit einem Apparat rauf- und runterfahren kann, da lieg ich gerne drauf. Obendrüber hängt eine ganz große Lampe, die grelles Licht macht, fein zum Lesen, wenn ich sie gut ausrichte. Weil ich Papa nicht stören will, schwinge ich mich gleich drauf, ohne seine Hilfe. Die Rückenlehne steht genau richtig. Papa setzt sich an seinen Schreibtisch und nimmt Mappen mit Papieren aus seiner Tasche, blättert sie durch und macht sich ab und zu Notizen.

Ich mag es, hier zu sitzen, ohne was zu sagen, er arbeitet, ich lese. Papa arbeitet sehr, sehr gerne, Schwarzwurzeln kann er nicht ausstehen, und den neuen Postboten, weil der die Zeitung manchmal aus dem Briefkasten rausgucken lässt, und wenn es dann regnet, kann er sie nicht mehr lesen, und wenn Papa fernsieht, sagt er oft laut Sachen zu irgendwem, der gar nicht da ist. Mein Papa ist superschlau, weil wenn er Kreuzworträtsel löst, sind es welche mit fünf Sternen, und mit mehr Sternen gibt's die nicht.

»Die Suppe, die man sich einbrockt, muss man auch auslöffeln.« Das sagt Mama auch oft. Mama hat viele Sätze, die sie oft sagt. Die soll man sich merken und was daraus lernen, hat sie mir mal erklärt.

Ich wünschte, wir könnten immer hier so bleiben, und dass

ich nie mehr zur Schule gehen müsste, um blöde Rechenaufgaben zu machen, und dass ich nie mehr in meinem Bett liegen würde, ohne schlafen zu können, und dass ich keine schlechten Träume mehr hätte, und dass ich nie mehr in den kleinen Raum im Keller müsste, und dass ich nie mehr wen böse machen würde, und dass ich die Medaille für das liebste Mädchen der Welt gewinnen würde. Die Uhr auf dem Gang schlägt, laut, neun Mal, als ob jemand einen Gong schlägt. Ich mag das Geräusch nicht, Papa auch nicht, sagt er, na ja, sie hat früher seinen Eltern gehört, also muss sie bleiben, findet er.

»Bald Zeit fürs Bett«, sagt Papa.

»Ja«, sage ich. Ich versuche, dabei nicht traurig zu klingen.

2

Ich weiß, dass das eigentlich verboten ist, weil ich noch keine zehn bin und ich die Hauptstraße überqueren muss, aber wer wird das merken? Seit es passiert ist, ist unser Haus ständig voller Leute. Und sie trinken Bier.

Ich stelle mich an die Hintertür, gucke mich um, niemand sieht mich. Ich ziehe die Türe zu, renne zur Garage, nehme mein Rad und fahre los.

Ich schätze, ich brauche ein Viertelstündchen, bis ich da bin. Heute ist ein schöner Tag: blauer Himmel, hier und da ein nettes Wölkchen, besonders viele Vögel. Von hier unten wirken alle Vögel schwarz, obwohl sie das von Nahem gar nicht sind, die meisten jedenfalls. Krähen natürlich schon, klar, auch die Amsel, also das Männchen. Auf Englisch nennen sie die sogar »blackbird«, das hat mir Papa beigebracht.

Ich denke: Ich mag Fahrradfahren, vor allem, wenn die Sonne scheint und einem die warme Luft entgegenweht. Das denke ich so bei mir. Es ist gut, schöne Dinge zu denken.

Ich fahre am Bäcker vorbei, wo ich von der Frau hinter der Theke manchmal was zum Naschen kriege, einfach so. Wenn ich dann »Vielen Dank« sage, höflich, weil man damit im Leben immer weiter kommt, sagt Mama, dann lacht sie, und beim Lachen sieht man ihren Goldzahn. Den finde ich etwas gruselig, aber weil ich schon weiß, dass ich ihn eigentlich nicht sehen will, schaue ich natürlich extra hin. Das ist wie versuchen, nicht an Chips zu denken, wenn du weißt, dass du keine haben darfst, wodurch du erst recht Lust drauf kriegst.

Ich radele auch an Sofies Haus vorbei, die zwar nett ist, aber ein bisschen stinkt. Sie riecht wie ein klein wenig Abfall in einem Mülleimer im Sommer, und manchmal nach Dachboden, auf dem lange keiner mehr gewesen ist. Als die Lehrerin uns letztes Schuljahr in der Klasse nebeneinandergesetzt hat, war ich darüber schon etwas unglücklich. Aber Onkel Tuur hat mir gesagt, dass man sich, wenn man hundertachtzig Sekunden einen üblen Geruch einatmet, an den Gestank gewöhnt und es einem dann nichts mehr ausmacht, dass die Wissenschaft das sagt. Ich bin mir nicht sicher, ob er das wirklich von der Wissenschaft wusste oder das bloß gesagt hat, um mich zu trösten, aber es hat mir trotzdem geholfen. Jeden Tag, wenn der Unterricht losging, habe ich mich extra nah neben Sofie gesetzt und dann bis hundertachtzig gezählt, nicht zu schnell, während ich tief eingeatmet habe, durch die Nase. Hinterher konnte ich's an dem Tag doch besser aushalten. Ich bin gespannt, neben wem ich nächstes Schuljahr sitzen werde. Das fängt bald an. Hoffentlich neben Ellen. Ellen ist meine beste Freundin, und ich bin ihre. Sie kann Mücken,

Bienen und Fliegen nicht ausstehen und Spiele mit Karten. Sie mag Gelb und Eis essen, sogar im Winter, und wenn sie niesen muss, tut sie das immer, echt immer, mindestens dreimal, und manchmal noch viel öfter.

Ich komme an die Kreuzung, die Ampel ist rot. Heute fahren nicht so viele Autos, weil Sonntag ist. Die meisten sind blau, fällt mir auf. Unseres ist grün. Grün, wie ein See, auf den die Sonne scheint. Als mein Vater damit zum allerersten Mal zu Hause ankam, vor vier Jahren oder so, fand ich die Farbe doof. Ich war enttäuscht, dass er kein rotes genommen hatte, oder wenigstens ein gelbes. Aber es war ein Citroën DS, sagte mein Vater stolz, ein altes Auto, viel schöner als die von heute. Da musste ich ihm recht geben. Die Lampen von dem Auto sahen aus wie Augen, als sei es keine Maschine, sondern ein Mensch, das fand ich lustig. Er hatte es einem Patienten abgekauft, sagte er, und dann kann man sich die Farbe nicht aussuchen. Das verstand ich, klar.

Aber sonst finde ich nicht wählen können nicht schön. Wie in der Schule, wo die Lehrerin auch immer nur sagt, was wir als Nächstes tun. Manchmal wünschte ich, ich müsste nie mehr zur Schule. Dann denke ich an immer Ferien haben und bin mir plötzlich nicht mehr so sicher, ob das so viel besser wäre.

Ich bin fast da. Ich weiß, wo der Autofriedhof liegt, weil wir da immer dran vorbeifahren, wenn wir Oma besuchen. Zum Glück. Die Sonne blendet mich, aber ich halte das aus. Viel aushalten können ist gut im Leben, sagt meine Mama. Noch kurz in die Pedale treten, und dann bin ich da. Ich steige ab, stelle mein Rad in den Ständer und gehe an dem Gebäude entlang. Ein hässliches graues Rechteck mit einer Tür, ein paar

Fenstern, einem großen Tor und 'nem flachen Dach. Alles zu, natürlich, das war ja der Sinn der Sache, deswegen habe ich bis Sonntag gewartet. Ich wollte keine Zuschauer. Und ich wusste, dass ich das Gelände einfach betreten kann, an der Seite stehen nur ein paar niedrige Pfosten, damit die Autos nicht gestohlen werden können, das hatte ich schon gesehen.

Die Wracks stehen hinten, auf dem Stück bei den Pappeln. Der harte Sandboden ist staubig, so lang hat's schon nicht mehr geregnet, und hier liegen überall Kieselsteine, diese kleinen spitzen. Ich habe jetzt schon einen in der Sandale, darf mich aber nicht so anstellen. Wenn ich stehen bleibe, um ihn rauszupulen, steckt da nach zehn Schritten garantiert wieder ein neuer drin. Ich gehe weiter und sehe mich genau um. Was für ein Riesendurcheinander: überall Autowracks und lose Einzelteile, und in der Ecke taucht ein seltsamer Berg Autos auf, die sie einfach so aufeinandergestapelt haben, wie große Legosteine.

Da seh ich ihn auf einmal, links vor dem verrosteten Schwarzen: unseren seegrünen Citroën DS. Ich halte erst Abstand, versuche, mir das Bild genau einzuprägen. Ich zähle bis sechzig. Das muss reichen. Wie scheußlich der zugerichtet ist. Links hat er keine Reifen mehr, vorne fehlt die Stoßstange und die Schnauze ist zerknautscht. Da sind keine Fenster mehr drin, klar, und ein Stück vom Dach ist weg, vor allem an der Beifahrerseite. Ich gehe ein paar Schritte näher heran, dann noch ein paar. Ich möchte in das Auto hineinschauen. Auf Papas Seite gibt es nicht so viel zu sehen, außer dass alles kaputt ist, und dreckig, nur das Steuer ist noch heil. Dann gehe ich auf Mamas Seite schauen, da sieht es doch anders aus. Auf der komischen Verkleidung über dem Armaturenbrett, und auf dem Sitz, ist getrocknetes Blut. Viel. Blut auf Polster ist

nicht rot, eher bräunlich. Ich gehe noch näher heran, stecke meinen Kopf halb ins Auto. Es riecht nach Benzin und verbrannten Koteletts und Lack. Ich schaue noch genauer hin und sehe kleine Stücke Haut. Und Haare. Blonde Haare von meiner Mama. Ich bleibe stehen. Lange. Nur um zu schauen. Manchmal muss man gut schauen.

Als Oma uns vorgestern aufweckte, mitten in der Nacht, wussten wir gleich, dass was nicht in Ordnung war, Alexander und ich. Wir sind Kinder, die macht man nicht einfach um zwölf vor fünf wach. Oma sah uns nicht an, sie meinte nur, wir sollten nach unten gehen, dass Papa gleich zu uns kommen würde, und dann ging sie die Treppe runter. Alexander und ich folgten. Er hatte Durst, sagte er. Meine Oma würde ihm was bringen, und dass wir uns aufs Sofa setzen sollten, dass Papa gleich zu uns kommen würde. Genau derselbe Satz, was ich komisch fand. Alexander bekam eine Cola, und sofort tat's mir leid, dass ich nicht auch um was zu trinken gebeten hatte. Cola gab es nur zu besonderen Gelegenheiten. Jetzt war es zu spät. Ich konnte Oma nicht noch mal in die Küche schicken, das wäre unhöflich.

Es dauerte fast eine Ewigkeit, das sogenannte »gleich« von Oma. Ich sah mir das Foto auf dem Fernseher an, eins von mir und Alexander, wir beide in einem Planschbecken im Garten. Er war damals noch ein Baby und ich ein kleines Mädchen. Ich lachte unbeholfen, posierte für das Foto. Ich sah irgendwie komisch drauf aus, fand Mama. Das habe ich sie mal zu Onkel Tuur sagen hören, und ich fand, sie hatte recht, »aber Alexander, der ist zum Aufessen«. So sagte sie das: zum Aufessen. Da musste ich an ein großes Monster denken, das Kinder aß, und versuchte, ganz schnell an was anderes zu denken.

Plötzlich war Papa da. Er kam aus dem Garten, glaub ich. Er hatte seinen schicken Anzug an, weil sie am Abend im Restaurant gewesen waren. Er war dreckig geworden, das fiel mir gleich auf. Das würde Mama sicher nicht gefallen. Auf seiner Stirn klebte auch so eine Art riesengroßes Pflaster. Ich sah Papa auf sein Hemd schauen, als könnte er meine Gedanken erraten. »Ich komme gleich zu euch«, sagte er und verschwand nach oben. Ja, ja, gleich, wer's glaubt, dachte ich und fühlte mich sofort schlecht, wegen so was Unnettem von mir. Papa lässt uns ja auch nicht zum Spaß mitten in der Nacht aus dem Bett holen, also wird er wohl einen guten Grund haben, wieso er noch kurz ins Schlafzimmer will.

Alexander fuhr inzwischen mit seinem roten Spielzeugauto die Beine des Couchtisches entlang, als wären es Autobahnen. Hat er noch nicht kapiert, dass hier was nicht in Ordnung ist? Vielleicht freut er sich einfach nur über seine Cola und sein Matchbox-Auto. Wenn das so wäre, fände ich das gut. Er ist ja erst sechs. Als ich sechs war, war ich trotzdem schon tüchtiger, glaube ich, aber das kommt daher, dass er der Jüngere ist, sagt Mama. Der Jüngere darf ein bisschen länger klein sein, findet sie.

Wir dürfen nie mit ins Restaurant. Das ist was für Erwachsene, sagt Mama. Wenn sie gehen, ziehen sie immer ihre schönsten Sachen an, und Mama trägt dann die Ohrringe, die sie von Oma bekommen hat, so weiße Perlen, die wie große Tropfen aussehen. Und dann schminkt sie sich und sprüht sich so viel Spray aufs Haar, dass die ganze Küche nach dem giftigen, seifigen Zeug stinkt.

Als Papa zurückkam, hatte er andere Sachen an. Die waren nicht dreckig. Papa hatte Schweiß auf der Stirn, was im Sommer öfter mal vorkam, aber jetzt war es Nacht und doch

nicht so warm. Er setzte sich zwischen mich und Alexander und sagte: »Ihr müsst jetzt gut zuhören. Papa muss euch etwas sagen.« Und dann schwieg er. Ganz lange. Sogar Alexander hatte aufgehört zu spielen und schaute gespannt zu Papa hin, wie ich auch. Keiner von uns beiden traute sich, was zu sagen oder nach dem Pflaster an seiner Stirn zu fragen. Papa starrte einfach vor sich hin, als hätte er vergessen, dass etwas von ihm erwartet wurde. Er ballte eine Hand zur Faust.

Oma nahm einen Stuhl und stellte ihn zu uns ins Wohnzimmer. »Nur zu«, sagte sie. Ich schaute Oma an. Sie sah grau aus, auf einmal, im Gesicht. Ich glaube, sie hatte geweint, denn sie hatte rote Flecken am Hals und im Gesicht. Die kriegt Mama auch immer, wenn sie weint, was fast nie passiert. Mama ist eine Frau, die ziemlich viel verträgt, das sagt sie manchmal auch zu Papa: »Ach, tu, was du nicht lassen kannst, Vincent, ich kann alles ertragen.« Mama hat es nicht einfach, mit uns und so.

Ich hörte Papa tief Luft holen. »Jungs«, das sagt er immer: Jungs, obwohl ich doch ein Mädchen bin, »ich habe schlechte Neuigkeiten: Heute Nacht ist ein Unfall passiert, und das ist nicht gut.« Dann schwieg er wieder. Oma fing laut an zu heulen, richtig Rotz und Wasser. Sie lief weg, wahrscheinlich, um ein Taschentuch zu holen, weil so 'ne Schniefnase ist ja kein Anblick. Wonach Alexander auch zu heulen anfang, vielleicht auch nur, weil er das von Oma nicht gewöhnt war. Ich legte meine Hand auf Papas Arm, weil ihm das vielleicht helfen würde, seine Geschichte zu Ende zu erzählen. Er schien es gar nicht zu merken. Es blieb die ganze Zeit still und still.

Dann kam Oma wieder aus der Küche. Sie hatte aufgehört zu weinen und sah wieder richtig ordentlich aus, und sie

sagte schließlich: »Eure Mama hat es nicht geschafft.« Weil niemand reagierte, fügte sie hinzu: »Sie ist gestorben.«

Alexander schluchzte und schnappte nach Luft: »Ist sie tot? Ist Mama tot?«

»Ja«, sagte Papa. Einfach »ja«, sonst nichts. Er starrte ständig an die Wand neben der Tür, als gäb's da was zu sehen.

Ich musste nicht weinen. Das war mir irgendwie unangenehm. Ich habe versucht, Tränen in die Augen zu kriegen, aber sie wollten nicht hören. Also hab ich nach unten geschaut, so Richtung Nabel, Kinn fast auf die Brust, wie traurige Leute das tun. Oma rührte sich nicht, Papa stand auf, ging in seine Praxis und machte die Tür hinter sich zu.

Da saßen wir nun, Oma, Alexander und ich. Draußen rührte sich nichts. Drinnen genauso wenig. Alles war still. Ich hörte das Geräusch vom Kühlschrankschrank, ein leises Brummen. Und das Ticken der Uhr. Und das Schluchzen von Alexander. Ich dachte an Mama, wie sie, bevor sie ging, gesagt hatte: »Seid ja brav bei Oma. Wehe, wenn ich höre, dass ihr nicht brav gewesen seid, dann setzt es was.« Sie hatte eigentlich schon ein wenig von vornherein böse geklungen, obwohl wir uns bei Oma fast immer gut benahmen. Danach musste ich auch noch an das schwarze Kostüm denken, das sie anhatte: ein schwarzer Rock mit einem roten Gürtel und einer schwarzen Bluse. Das stand Mama ganz toll. Das hatte ich ihr gesagt, als sie die Treppe runterkam, da musste sie lächeln. Mama bekam gerne Komplimente zu ihrer Kleidung, das wusste ich. Als sie lachte, habe ich mich gefreut. Ob sie das Kostüm jetzt noch anhatte? War es auch dreckig geworden? Wahrscheinlich schon, Papas Anzug ja auch. Wurde es dann für die Beerdigung gewaschen, oder bekam sie für in den Sarg einfach was anderes an? Sie selbst hätte am liebsten das

Schwarze an, da bin ich mir sicher. Das sollte ich vielleicht Papa sagen, überlegte ich. Weil Papa, der verstand nichts von Kleidern. Das hat Mama auch immer gesagt. Ich habe mich gefragt, woran Alexander wohl dachte. Er saß mit angezogenen Knien auf dem Teppich, sein verweintes Gesicht blickte in Richtung Wohnzimmer. Ich hätte eigentlich gern was zu ihm gesagt, wusste aber nicht, was. Also blieb ich einfach, wo ich war. Das schien mir noch das Beste.

Während ich neben dem stehe, was mal unser Citroën DS war, wird mir klar, dass ich Papa noch nichts über Mamas Kleider erzählt habe. Ich muss wieder nach Hause. Nachher ist es zu spät, für die Kleider.

Ich darf es keinem erzählen, was ich gesehen habe, weil Alexander da noch zu klein für ist, und die Erwachsenen können nur böse auf mich werden, weil ich was getan habe, was eigentlich verboten ist.

Als ich nach Hause komme, sitzen alle noch ungefähr so da wie vorher. Keiner hat mich vermisst. Oma kommt mit Kaffee und Bier vorbei, überall sitzen Leute, unterhalten sich und trinken. Wenn man's nicht besser wüsste, könnte man meinen, jemand hätte Geburtstag.

Onkel Olivier sieht mich und lächelt.

»Würdest du Papa sagen, dass Mama bestimmt gerne ihr schwarzes Kostüm anhaben möchte, das eine, das sie an dem Abend vom Unfall angehabt hat? Weil das ihre Lieblingssachen sind. Wenn es dreckig ist, können wir's ja waschen.«

»Ist gut«, sagte Onkel Olivier. Er schaut sich suchend im Zimmer um. Ich frage mich, ob er überhaupt zugehört hat. »Geh doch mal nach Alexander schauen. Der spielt, glaube

ich, draußen mit seinen Cousins.« Sie wollen mich wieder loswerden.

»Vielleicht sag ich's Papa doch lieber selbst.«

»Lass ihn jetzt mal besser.« Onkel Olivier legt mir eine Hand auf den Rücken, erst lieb, dann scheint er mich ein wenig in Richtung Garten zu schieben. Ich mache mich los, schaue zu Papa. Er sitzt auf der Couch am Fenster, von zwei Tanten und dem Nachbarn umringt, und redet ununterbrochen. Das ist, was Papa tut. Nach dem Schweigen in der Nacht ist er am nächsten Morgen ins glatte Gegenteil umgeschlagen. Er redet die ganze Zeit, wie eine Maschine, die nicht aufhört sich zu drehen, aber ich darf nicht hören, worüber. Wenn ich in seine Nähe komme, ist immer jemand da, der mich wieder wegschickt.

Gestern Abend vor dem Schlafengehen ist Papa in meinem Zimmer gewesen. Das macht er fast nie. Er blieb stehen, neben meinem Bett. »Schlaf gut«, hat er gesagt.

Ich wartete, ob noch was käme, schaute ihn so lieb wie möglich an. Ich wollte ihn was fragen, wusste aber nicht, was.

Er gab mir einen Kuss auf die Backe. »Schlaf gut«, etwas leiser jetzt.

»Ja«, hab ich geantwortet. Als er die Tür hinter sich zuzog und es dunkel war, fragte ich mich, ob ich wohl schlafen könnte. Oder weinen, dachte ich, weinen ist auch gut.

3

Der erste Schultag. Gestern hat Oma gesagt, es ist gut, dass wir wieder in die Schule können, dann hat uns der Alltag wieder. Ich wiederholte die Worte im Kopf: Der Alltag hat uns wieder.

Ich möchte zwar nicht lieber daheimbleiben, habe aber auch keine Lust auf Schule. Erst recht nicht auf die vierte Klasse, weil ich glaube, dass es langweilig wird. In der fünften lernt man wenigstens noch Französisch, das ist mal was anderes.

Es ist fast halb acht. Ich liege im Bett und ärgere mich über das Laken, das nicht mehr richtig straff und kühl unter der Bettdecke liegt, weil die Decke so kratzt. Welche Ausrede könnte ich mir einfallen lassen? Ich kann nicht tun, als wär ich krank, weil Papa so 'ne Lüge direkt durchschaut.

Mit einem Schwung geht meine Zimmertür auf, Alexander: »Wir müssen aufstehen, sonst kommen wir zu späa-hää.«

»Das stimmt«, sage ich. »Ich komme. Zieh du dich schon mal an, ja?« Es kann nicht angehen, dass ein kleiner Junge wie Alexander hier die Zeit im Auge behalten muss. Mein Tag beginnt also mit einem Schuldgefühl. Das habe ich öfter. Onkel Tuur hat mir das Wort erklärt, ich hatte es in einem Buch für ältere Kinder gelesen. Ich mag es, Bücher ab zehn oder sogar ab zwölf zu lesen, weil ich die eigentlich schon verstehe, auch wenn die Büchermacher und die Frau von der Bibliothek mit der Riesennase das wohl nicht glauben. Onkel Tuur meinte, dass das was mit leidtun zu tun hat und dass man selber findet, dass einem etwas leidtun muss. Da dachte ich: Das kenne ich.

Papa hat noch mehr Arbeit als früher. Oft ist er schon

morgens in seiner Praxis, wenn wir nach unten kommen, und dann störe ich ihn lieber nicht. Papa kann ja auch nichts dafür, dass plötzlich so viele Leute Zahnschmerzen haben. Er kann wohl kaum Leute mit kaputten Backenzähnen einfach wieder heimschicken. Also schmiere ich Alexander ein Brot und stelle ihm ein Glas Milch hin. Eigentlich kann er das schon selbst, aber er mag es lieber, wenn jemand anders das für ihn tut. Er ist nämlich ein bisschen faul.

Manchmal finde ich meinen Bruder total doof, wenn er zum Beispiel bei einem Spiel von mir mitspielen will, das für große Kinder ist, oder wenn er meine selbst gemachte Vase auf den Boden fallen lässt, wie bei dem einen Mal, als Mama schon gesagt hatte, dass er zu wild spielt und noch ein Unglück passieren würde. Mama benutzte das Wort oft: Unglück. Aber manchmal, ab und zu, finde ich ihn doch lieb. Jedenfalls lieber als Berend, den großen Bruder von Sofie. Der stinkt genau wie seine Schwester, aber schlägt auch noch, wenn er wütend wird, und er rülpst so laut, dass man das ganz weit hören kann. Das finde ich schon peinlich für Sofie.

Als ich unsere Brotdosen fertig gemacht und noch zwei Äpfel für die Pause aus dem Kühlschrank genommen habe, rufe ich Alexander: »Jacke an.« Er findet es viel zu warm für eine Jacke, schaut mich frech an. »Das denkst du nur. Morgens ist es kalt, und ich hab keine Lust auf kranke Jungs.« Genau wie Mama das immer gemacht hat, merke ich. Er setzt sich bockig auf den Boden, wie so ein Dreijähriger. »Muss ich böse werden, Alexander?« Er zieht die Schultern hoch, steht auf und geht nach draußen, ohne Jacke. Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll. Wenn es so weitergeht, kommen wir an unsrem ersten Schultag zu spät. Auf Mama hat er schon ge-

hört. Ich klemme mir seine Jacke unter den Arm, packe meine Schultasche und gehe raus. Ich schmeiße ihm die Jacke an den Kopf, dann muss er sie ja nehmen. Er knotet sie sich um die Hüfte und streckt mir die Hand entgegen. Das hat er früher nie getan.

Auf dem Weg zu seiner Schule sagt drei Straßen lang keiner von uns beiden ein Wort. Vielleicht fragt sich Alexander ja auch, was er um Himmels willen seinen Schulkameraden erzählen soll. In meiner Klasse weiß Ellen Bescheid, über das mit Mama, aber die anderen nicht, glaub ich. Oma hat gesagt, dass Papa die neuen Lehrerinnen benachrichtigen wird.

»Guck mal, 'ne Katze«, sagt Alexander. Er will schon ewig eine Katze, aber Mama mochte Katzen nicht.

»Die ist aber hübsch«, sage ich. »Mit weißen Pfötchen.« Alexander läuft darauf zu, um das Tier zu streicheln, aber es springt sofort davon, ins Gebüsch hinein. Wenn ich es mir aussuchen dürfte, hätte ich gerne einen Hund. So einen kleinen weißen wie den von Ellen, und den würde ich dann Blacky nennen, zum Spaß. Aber darüber brauche ich gar nicht erst nachzudenken, weil ich eh nie einen kriegen werde.

Als wir bei der Jungenschule angekommen sind, weicht Alexander nicht von meiner Seite. Es ist sein erster Tag in der Grundschule, aber vor den Ferien hat er gesagt, dass er sich darauf freut, schreiben, rechnen und lesen zu lernen.

»Du weißt, dass deine Lehrerin die Sache mit Mama weiß. Sie wird dir schon sagen, was du tun sollst, okay?« Ich hoffe bloß, dass das auch stimmt.

»Okay«, sagt mein kleiner Bruder, aber richtig überzeugt sieht er nicht aus.

»Geh mal zu deinen Freunden, schau, da ist Jeroen. Ich muss jetzt los, sonst komme ich selbst zu spät.« Ich schiebe

ihn auf den Pausenhof. Ich kann mich doch nicht immer um ihn kümmern.

Wir haben dieses Jahr Frau Van Gelderen. Sie ist nicht besonders nett oder lustig, aber wenigstens keine Hexe wie Frau Volderman von der Dritten, sagen jedenfalls alle, darum bin ich ganz zufrieden. Im Klassenzimmer hat Ellen sich gleich neben mich gesetzt, weil wir uns unsere Plätze selbst aussuchen durften. »Wenn ich merke, hier wird zu viel geschwätzt, ändere ich nächste Woche die Sitzordnung, aber ihr bekommt die Gelegenheit zu zeigen, dass ihr große Mädchen seid.« Ui, das wird nicht leicht, glaub ich, Ellen und ich tun nichts lieber, als zu quatschen. Und wir langweilen uns im Unterricht immer so, dass es fast unmöglich ist, das nicht zu tun.

»Aber zuerst eine Mitteilung, bevor wir richtig anfangen. Mona, Mädchen, komm mal nach vorne.«

Ellen kneift mir ins Bein, unter der Bank. Nach vorne kommen, ich, jetzt? Die Lehrerin redet weiter, während sie mich zu sich winkt, mit der Hand, wie ein Polizist, der den Verkehr regelt.

»Mona hat etwas Trauriges erlebt, vor ein paar Wochen. Nicht alle von euch wissen es schon, glaube ich. Komm nur her, Mädchen, komm!« Normalerweise mache ich gerne was vor der Klasse, aber jetzt würde ich mich am liebsten in Luft auflösen, Hauptsache weg von hier. Als ich neben der Lehrerin stehe, legt sie mir eine Hand auf die Schulter:

»Nun erzähl mal.«

Erzähl mal? Was soll ich denn erzählen? Dass meine Mutter tot ist, dass es ein Unfall war, über den ich weiter nichts weiß, oder nur wenig? Dass ich nicht geweint habe? Nur kurz auf der Beerdigung, aber das kam eigentlich, weil ich meinen Vater noch nie hatte weinen sehen. Dass nur Menschen Trä-

nen haben, Tiere aber nicht, dass ich das in einem Buch gelesen habe? Dass ich mich frage, wie lange es wohl dauert, bis es die Tierchen durch den Sarg geschafft haben und auf Mamas Körper herum- und in ihn hineinkriechen? Dass ich jeden Abend versuche, möglichst nicht an diese Viecher zu denken, ich aber, wenn ich die Augen zumache, so weiße Dinger vor mir sehe, wie Würmer, und sich das dann gar nicht vermeiden lässt? Soll ich sagen, dass mein Vater seit der Beerdigung nur vor sich hin geschwiegen oder über blödes Zeug geredet hat? Dass meine Oma zwar oft kommt, dann aber bloß Staub wischt oder die Terrasse putzt oder Kleider bügelt, obwohl wir dafür eigentlich Marcella haben, und dass sie nur Karten spielen will, ab und zu, weil sie die anderen Spiele nicht kennt? Dass ich manchmal, wenn ich zum Beispiel ein Buch lese, einfach fröhlich bin, wenn die Geschichte lustig ist, mich hinterher aber ganz schlecht fühle, weil sich so was bestimmt nicht gehört?

»Oder soll ich es erzählen?«, fragt die Lehrerin, als sie merkt, dass ich schweige.

»Ja.« Ich starre auf die Wand hinten im Klassenzimmer. Da hängt ein Schwarzes Brett mit nichts dran, außer einem Poster von einem Sonnenuntergang in hässlichen Farben, als könnten sie nicht echt sein.

»Monas Eltern haben einen Autounfall gehabt. Sie wurden von einem Lastwagen angefahren. Monas Papa ist nichts passiert, aber ihre Mama wurde ins Krankenhaus gebracht. Die Ärzte haben alles versucht, aber es hat nicht sollen sein. Die Mama ist da gestorben, stimmt's, Mona?«

Ich nicke, während ich nur denken kann: Ein Lastwagen? Sie wurde noch ins Krankenhaus gebracht? Das würde erklären, warum das Dach weg war, an Mamas Seite. Warum hat

Papa der Lehrerin das erzählt, aber mir nicht? Ohne um Erlaubnis zu bitten, gehe ich wieder zu meiner Bank. Es hat nicht sollen sein, eine komische Art, so was zu sagen. Ellen schaut mich lieb an. Das darf sie nicht tun. Wenn mich jemand lieb anschaut, werde ich weich. Und weich ist nicht gut im Leben, hat meine Mama immer gesagt. Sie sagte, dass Onkel Tuur weich ist, oder dass sein Fleisch schwach ist, so nannte sie das, und dass er deswegen immer in Probleme gerät.

»So, jetzt wisst ihr Bescheid, Kinder. Wir nehmen unser Rechenbuch.«

Ich will nicht an Rechnen denken. Ich will nicht an Lastwagen und Krankenhäuser denken. Ich könnte Papa erzählen, was die Lehrerin gesagt hat, wer weiß, vielleicht erfahre ich dann ja noch etwas Neues. Oder lieber doch nicht, weil Papa sich dann vielleicht aufregt, und er hat es eh schon so schwer. Ich versuche, mich auf die schönen Dinge zu konzentrieren. Wie die extra dicke Schokoschicht, die ich mir heute Morgen aufs Brot geschmiert habe, weil doch keiner hingeschaut hat. Oder das Freundschaftsbändchen, das Ellen mir am Ende der Ferien gegeben hat, als ich einen Nachmittag zu ihr zum Spielen durfte. Oder das eine Mal, als Papa fast über den aufgerollten Teppich bei Onkel Tuur gestolpert wäre.

Ellen rempelt mich an. »Du musst die Übungen da machen, diese Reihe hier.« Gut, dass es Ellen gibt. Sie weiß immer, was zu tun ist.

4

Die Schule ist aus. Wir würden heute hart arbeiten müssen, hatte die Lehrerin am Morgen gesagt, aber ich fand's genauso langweilig wie an den Tagen davor. Ich warte am Tor der Jungenschule auf Alexander. Er schlurft, etwas nach vorne geneigt, ein kleiner Junge mit einem zu großen Schulranzen.

»Wie war's?«

»Gut«, sagt er.

»Und, habt ihr was Neues gelernt?«

»Ja.«

»Was denn?«

»Hab ich vergessen.« Dann fragt er, ob ich zu Hause Mensch ärgere Dich nicht mit ihm spielen will. »Bitte, bitte, bitte.« Ich verstehe, wieso Mama ihm schwer etwas abschlagen konnte. Mit mir war sie strenger. Aber das fand ich gut, weil ich das auch nötig hatte. Sonst würde nie etwas aus mir werden.

Als wir nach Hause kommen, stehen zwei weitere Autos vor unserer Tür. Das von Oma und das von Tante Roos. Ich frage mich, ob Papa es schön findet, dass Oma so oft vorbeikommt, weil ich eigentlich glaube, dass Papa und sie zum Beispiel keine Freunde geworden wären, wenn Oma nicht Familie wäre. Wenn Mama früher am Sonntag sagte, dass wir nachher zu Oma gehen, antwortete Papa meistens: »Kannst du nicht sagen, ich hätte einen Notfall?« Und dann hat Mama natürlich gestöhnt. Das konnte ich verstehen. Es ist nicht schön, alles mit zwei Kindern allein machen zu müssen. Und es ist auch nicht schön für Oma, die meistens eine Torte backte, wenn wir kamen, oder einen Rührkuchen, und dann

blieb sie darauf sitzen. Während die kleinen Kinder in Afrika Hunger haben.

Ich mache die Tür auf und höre, dass der Besuch oben ist. Sie scheinen sich über irgendwas nicht einig zu sein. Als ich ins Zimmer komme, sehe ich, dass sie Mamas Kleider in graue Mülltüten stecken. Ein paar ihrer Röcke liegen auf dem Bett, auch ein paar Blusen.

»Das sind Mamas Kleider.« Ich versuche, es wie ein Problem klingen zu lassen.

»Der Schrank muss ausgeräumt werden. Da können andere Sachen rein.« Oma schaut, wie die Lehrerin schauen kann, wenn sie nichts mehr darüber hören will.

»Wir werden sie den armen Leute geben«, sagt Tante Roos, als würde es das besser machen, »außer den Sachen, die mir oder Tante Emma noch gut stehen könnten, vielleicht. Darum ging es gerade.«

»Aber das sind Mamas Kleider«, sage ich noch einmal.

»Ja, Kind«, antwortet Oma. »Gehst du junger Hüpfen uns unten mal was zu trinken holen? Von dem ganzen Staub hier hab ich richtig Durst bekommen.« Sie stopft ein paar Pullover in einen Sack und dreht sich weg von mir.

Ich poltere die Treppe runter und laufe zu Papas Praxis. Im Warteraum sitzen Leute, das ist mir dieses eine Mal wurscht. Ohne anzuklopfen, stürme ich rein. »Sie tun Mamas Kleider weg. Alle.« Meine Stimme überschlägt sich. Papa schaut mich an, genau wie die alte Frau, die mit offenem Mund und einem Tuch unter ihrem Kinn auf dem Stuhl liegt. Ein kleiner Schlauch saugt ihren Speichel ab, das macht ein zischendes Geräusch.

»Beruhige dich, Mona. Du weißt doch, dass du hier nicht einfach so reinplatzen darfst, wenn ich am Arbeiten bin. Was soll Georgette jetzt denken?«

Die alte Frau lächelt, mit dem Schlauch im Mund und allem, sie scheint es nicht so schlimm zu finden.

»Ihre Kleider.« Ich schaue ihn die ganze Zeit an, ich weiß nicht, was ich genau erwarte, aber doch irgendwas.

»Darüber reden wir nachher. Oma hielt es für eine gute Idee, alles aufzuräumen. Jetzt muss ich aber wirklich weiterarbeiten, Mona, das Wartezimmer ist voll.« Dann schaut er wieder zu seiner Patientin: »Entschuldige die kleine Unterbrechung, Georgette, ich werde jetzt ...«

Ich drehe mich um und mache die Tür zu. Sobald ich wieder ins Wohnzimmer komme, zieht Alexander mich am Ärmel: »Mensch ärgere Dich nicht, du hast's versprochen.«

»Nachher, Alexander.«

Ich schaue mich gut im Esszimmer und im Wohnzimmer um. Das Foto von Mama und Papa von ihrer Hochzeit, das an der Wand über der Kommode hing, die noch von Papas Eltern war, ist weg. Die Schuhe, die unter der Heizung in der Ecke standen, weg. Ich gehe zum Schrank mit ihrem Strickzeug und der Wolle, weg. Ich renne wieder hoch, kontrolliere ihr Schmuckkästchen, das im Badezimmer steht, leer. Und das Buch, in dem sie noch gelesen hatte, steht wieder ordentlich im Bücherregal. Oma räumt alles auf, alles. Ich gehe wieder ins Schlafzimmer und halte den Blick nur auf sie gerichtet. Sie schaut nicht zurück.

»Hast du uns Wasser mitgebracht?«

Ich antworte nicht. Wenn ich wütend bin, vergesse ich meine guten Manieren.

Tante Roos fragt, während sie eine Bluse zusammenlegt: »Wie war's in der Schule, Mona?« Als ob man jemanden fragen würde: »Schmeckt dir die Suppe?«, während der wie ein Schwein aus einem Loch im Knie blutet.

»Okay«, sage ich, genau wie Alexander das gemacht hat. Ich beiße mir auf die Lippe.

»Es ist besser, wenn du nicht ständig dran erinnert wirst, was passiert ist«, sagt Tante Roos dann.

»Das Leben muss weitergehen«, fügt Oma hinzu.

Dann laufe ich nach unten.

»Nimm das Mensch ärgere Dich nicht schon mal aus dem Schrank«, sage ich zu Alexander. Er rennt ins Spielzimmer und stellt das Spiel auf den Tisch. »Wir dürfen Cola trinken«, lüge ich, »für dich auch ein Glas?«

»Ja, juhu«, jubelt er.

Ich gehe in die Küche, suche die größten Becher, die ich finden kann, und gieße sie fast bis zum Rand voll. »Auch Chips?«, rufe ich aus der Küche. Ich klettere auf den Küchenschrank und finde auf dem obersten Brett zwei Tütchen Paprikachips.

»Ja«, ruft Alexander.

Am Abend ist es Oma, die Essen für uns macht. Hackbällchen in Tomatensoße mit Kartoffelbrei. Das ess ich eigentlich gerne, aber heute habe ich keinen Hunger. Vielleicht auch ein wenig wegen der Chips.

»Du musst gut essen«, sagt sie.

»Ja«, sage ich und lege mein Besteck weg.

»Sonst schmecken die Hackbällchen aber besser«, sagt Alexander. Er meint: die, die Mama immer gemacht hat.

Oma schaut ihn an. »Iss, Junge«, sagt sie nur.

»Wo ist Papa?«

»Der kommt gleich, wenn er fertig ist.«

»Wann ist er fertig?«

»Das weiß ich nicht.«

Um halb neun muss ich ins Bett. Ich habe Papa nicht mehr

zu sehen bekommen. Unter der Bettdecke denke ich: Ich werde wach bleiben, wenn es sein muss bis Mitternacht, und wenn ich Papa auf der Treppe höre, gehe ich selbst zu ihm hin. Das findet er bestimmt nicht schlimm. Wir wollten ja noch darüber reden.

Ich glaube nicht, dass ich bis Mitternacht durchgehalten habe. Am Morgen bin ich aufgewacht und dachte ständig daran, dass er bestimmt böse auf mich war. Ich weiß, dass ich nicht einfach bei ihm reinspazieren darf, das ist gegen die Abmachung. Oder er ist vielleicht traurig wegen mir. Noch trauriger. Vielleicht fand er's auch nicht toll, dass alles von Mama weggeräumt wurde, traute sich aber nicht, es Oma zu sagen. Er muss ihr schließlich dankbar sein für alles, was sie für uns tut, darum. Ich werde heute besonders lieb zu ihm sein. Hoffentlich kann er mir dann verzeihen.

Während ich mir die Zähne putze, denke ich: Vielleicht haben sie ja recht. Vielleicht ist es wirklich das Beste: nicht mehr daran erinnert werden. Genauso wie ich versuche, nicht an Monster zu denken und an kleine Wimmeltierchen in Särgen oder an Sofies Geruch, die diesmal zum Glück in der Klasse weit weg von mir sitzt.

5

Heute ist Heiligabend, das feiern Papa, Alexander und ich zu dritt. Erst morgen kriegen wir Besuch. Mama hat immer gesagt, die Weihnachtszeit ist eine stressige Zeit, und wenn ich Oma bei der Arbeit zusehe, die heute Mittag schon seit fast fünf Stunden mit den Vorbereitungen fürs Essen beschäftigt ist, glaube ich, dass sie das auch so sieht.

Man sagt, dass Kinder ihren Eltern ähnlich sind. Ich finde nicht, dass Mama Oma ähnlich war. Außer vielleicht die Nase und auch, dass beide streng sein können (zu deinem Besten), aber Oma eher weniger. Ich glaube, ich habe mehr Ähnlichkeit mit Papa.

Normalerweise finden Kinder Weihnachten toll wegen der Geschenke. Unsere liegen schon ein paar Tage unterm Baum und funkeln. Es ist ganz schön schwer, sie nur ansehen zu dürfen, aber die von Papa durften wir erst an Heiligabend auspacken. Und wir mussten lange auf ihn warten, weil doch noch ein Notfall dazwischengekommen war. Ein älterer Mann, der vor Schmerzen brüllte, sagte Papa zu uns, was mir schon leid für ihn tat, auch wenn ich das Gebrüll nicht gehört habe. Wir taten mir auch ein bisschen leid, weil wir schon so viel gewartet hatten.

Alexander macht seins zuerst auf, es ist eine große Schachtel Playmobil, was von der Feuerwehr. Er sieht froh aus. Meins ist auch ein ganz schön großes Päckchen. Das Papier ist blau, und das ist eine schöne Farbe, also fängt es schon mal gut an. Ich mache es vorsichtig ab, damit ich später noch mal was damit basteln kann. Und dann sehe ich: Es ist eine Puppe. Ich glaub's nicht. Eine Puppe, so groß wie ein Baby. Ihre Augen gehen auf und zu, wenn du sie aufstellst oder hinlegst, ihr Mund ist ein klein bisschen offen. Und sie trägt einen gelben Strampelanzug mit weißen Streifen. Ich finde Puppen schlimm, ich verstehe nicht, was ich damit soll. Diese riecht nach Plastik und nach ungelüftetem Schlafzimmer. Ich wollte eigentlich einen Boxball, mit Boxhandschuhen wie der von Berend von Sofie, meinetwegen auch Rollschuhe, oder diese ganz speziellen Wasserfarben, wie Ellen welche hat, ihre Mama sagt, man nennt das Aquarell, und damit kann man noch viel schöner malen.

Ich hatte doch eine Karte mit einer Zeichnung gemacht, und innen reingeschrieben, was ich mir wünsche. Eigentlich war die für den Weihnachtsmann, die Karte. Ich wusste schon, dass es den nicht gab, aber letztes Jahr hat Mama gesagt, ich soll trotzdem einen Brief schreiben, weil Alexander noch nicht Bescheid wusste. Aber im November, gerade als die ersten Spielzeugwerbungen im Briefkasten lagen, erzählte Papa auf einmal, während wir Tomatensuppe aßen, mit so kleinen Stückchen drin, dass sich die Erwachsenen den Weihnachtsmann nur ausgedacht hätten. Ich glaube, Alexander hat da schon einen Schreck gekriegt. »Ja, der in dem großen Geschäft, der ist nicht echt, aber der ist sowieso bloß ein Hilfsweihnachtsmann«, probierte er es noch. Aber Papa ließ nicht locker, er erklärte, dass die Eltern die Geschenke für ihre Kinder kauften und Alexander, weil er jetzt schon ein großer Junge wäre, am besten die Wahrheit wissen sollte. Mein Bruder zog eine Schnute. Ich dachte gleich an die Karte, natürlich, weil ich so viel Arbeit da reingesteckt hatte. Am Ende habe ich sie einfach ein bisschen angepasst: Es gibt auch normale Männer mit langem Bart, und aus dem Mantel hab ich 'ne Jacke gemacht, wie für normale Leute, und in die Ecke habe ich noch einen kleinen Tannenbaum dazu gemalt, so wurde es mein Weihnachtswunschzettel. Ich habe ihn auf Papas Schreibtisch gelegt, vor mehr als drei Wochen, damit er genug Zeit hätte, ins Geschäft zu gehen. Er hatte nichts dazu gesagt, aber ich dachte, er wollte die Überraschung nicht verderben. Und jetzt bekam ich diese Puppe? Wahrscheinlich hatte Oma die gekauft und hatte meine Karte nicht mal zu sehen bekommen.

»Da ist ein Fläschchen dabei, damit du dem Baby Milch geben kannst«, sagt Papa, der gerade für mich alles aus der Verpackung nimmt. Er guckt so lieb dabei, deshalb traue ich

mich natürlich nicht zu sagen, wie lächerlich ich die Puppe eigentlich finde. Das wäre sowieso unhöflich. Ich nehme die Flasche, setze die Puppe auf meinen Schoß und gebe ihr die sogenannte Milch. Dazwischen schaue ich abwechselnd zur Puppe und zu Papa. Er lacht zurück. Ich mag es, wenn Papa lacht.

Ich finde Papa jetzt nicht so gut aussehend. Das muss natürlich jeder für sich entscheiden. Mama dachte da bestimmt anders drüber. Er hat einen Bart, der beim Küssen piekst, und ich finde, dass Bärte eigentlich immer ein klein bisschen stinken, nach dem Abwasch von gestern. Früher, als ich erst acht war, hatte er keinen, das war besser. Er hat kleine, braune Augen, eine ziemlich große Nase und große Ohren, und die Ohren stehen ein bisschen ab. Mein Papa hat auch buschige Augenbrauen und viel Haar, das wild von seinem Kopf absteht. Er hat auch Haare auf der Brust und an seinen Armen und Beinen und auf seinem Rücken und an den Händen und in den Ohren. Wenn ich ihn sehe, bin ich froh, dass ich ein Mädchen bin. Ich hoffe für Alexander, dass er nicht die vielen Haare erbt.

Nach ungefähr zwei Minuten stelle ich die Puppe hin: »Jetzt muss sie Bäuerchen machen, stimmt's, Papa?« Er nickt, steht auf und fragt, ob wir was Süßes wollen.

Wir sehen zusammen fern, dürfen uns aussuchen, was wir sehen wollen. Und jeder von uns hat ein Schälchen Süßigkeiten, das wir ganz leer machen dürfen. Der Puppe hab ich's auf dem anderen Sofa gemütlich gemacht, sag ich, damit sie ein bisschen mitschauen kann, so bin ich sie los. Vielleicht ist die Karte ja auch verloren gegangen. Oder einer von Papas Patienten hat sie vielleicht mitgenommen, und jetzt steht sie bei einem einsamen Menschen auf dem Schrank oder so. Das

wäre dann auch gut, weil man an Weihnachten lieb sein soll zu denen, die einsam sind, sagt die Lehrerin. Einsam sind Leute, die gar niemanden haben, meint die Lehrerin. Das ist zum Glück bei uns nicht der Fall.

6

Onkel Tuur hat das Radio angemacht. Onkel Tuur mag Musik und schöne Kleider und kleine Wettrennen mit uns. Er kann Fußball oder anderen Sport im Fernsehen nicht ausstehen. Und er spricht nie mit mir wie zu einem Kind. Aus den Boxen singen sie »Save your kisses for me, save all your kisses for me«.

»Ich weiß, was das bedeutet«, sage ich kichernd vor Stolz. Oma stellt einen Teller in den Abtropfständer. Der hat schon lang einen Riss, aber trotzdem wirft sie ihn nicht weg. Oma tut nie etwas weg, weil sie den Krieg miterlebt hat, sagt Papa. Mal abgesehen von gewissen Sachen, hab ich da gedacht.

»Das Lied hat den Eurovision Song Contest gewonnen«, sagt Onkel Tuur.

»Weiß ich. Das waren vier Leute in weißen Anzügen, die haben gesungen und ein bisschen getanzt, auch mit Winken.« Mama hatten die Kostüme gar nicht gefallen, hatte sie gesagt, damals, während der Eurovision-Sendung, bei der ich hatte aufbleiben dürfen, weil ich brav gewesen war.

Onkel Tuur singt mit: »Bye bye baby, bye bye. Don't cry honey, don't cry.« Er wirft das Spültuch weg, mit dem er gerade abtrocknete, legt mir den rechten Arm auf die Schulter, nimmt meine linke Hand, streckt sie nach vorne und

tanzt mit mir in der Küche herum. Er riecht nach Blumen und Zigaretten. Er trägt ein fliederfarbenedes Hemd und eine Art Schal, ganz anders, als Papa sich anzieht. Ich finde Onkel Tuurs Kleidung toll.

»Ich auch«, ruft Alexander, der angelaufen kommt.

»Nix da«, sage ich, »ich war zuerst.«

Aber Onkel Tuur dreht mich einmal herum, meinen Arm über meinem Kopf, lässt dann los, hebt Alexander hoch und tanzt mit ihm weiter, bis das Lied zu Ende ist. Es dauert zwar nicht mehr so lange, aber ich finde es trotzdem ein bisschen schade.

Oma drückt ihm, ohne was zu sagen, das Spültuch wieder in die Hand. Sie findet, dass gearbeitet werden muss, glaub ich. Onkel Tuur schneidet hinter ihrem Rücken eine Grimasse, er schielt und schiebt seine Unterlippe über die obere. Das finde ich schon lustig, aber er sollte das vielleicht lieber nicht tun, denn wenn Oma das sieht, fände sie das sicher nicht nett.

Oma wollte, dass die große Weihnachtsfeier bei uns stattfinden sollte, das fand sie am praktischsten, weil in unserem Haus genug Platz ist. Tante Roos, Tante Emma und Onkel Olivier kommen später auch noch, mit ihren Familien. Zusammen haben sie fünf Kinder. Eigentlich fünfeinhalb, weil sie bei Onkel Olivier im März ein neues Baby erwarten.

Also werden zwei Schwestern von Mama und zwei Brüder von Papa da sein, das finde ich ganz gut, dass das ehrlich verteilt ist. Obwohl das natürlich nicht stimmt, wenn man Oma mit dazuzählt, die zu Mama gehört. Aber Oma zählt nur halb mit, weil sie fast die ganze Zeit in der Küche stehen wird, das kann ich jetzt schon vorhersagen.

Sie hat also gestern schon mit dem Kochen angefangen: Hühnerfrikassee in Blätterteigpastetchen mit Kroketten, alles

selbst gemacht, auch die Kroketten. Vorher gibt es eine Suppe, ich habe vergessen, welche, mit selbst gemachten Fleischklößchen. Zum Nachtsch Mousse au Chocolat. Das ist wirklich ganz schön viel Arbeit, das alles selbst zuzubereiten. Ich habe ihr noch angeboten zu helfen, aber dann würde es nur länger dauern, meinte Oma. Das stimmt wahrscheinlich. Mama sagte immer, dass ich zwei linke Hände hätte. Früher, als ich sechs war, oder vier, dachte ich dann jedes Mal, ich wäre falsch geboren, jetzt weiß ich natürlich, dass das eine Redensart ist. Oma muss sich richtig für uns abrackern, genau wie Mama früher, und sie ist eigentlich schon sehr alt: neunundfünfzig Jahre. Auf keinen Kuchen passen so viele Kerzen.

Es ist zehn vor drei, und die ersten Gäste kommen an. Tante Roos, die ist immer zu früh. Kurz danach trifft der Rest ein, einer nach dem anderen.

Onkel Olivier ist fast eine halbe Stunde zu spät, der kleine Wouter wollte scheint's einfach nicht aus seinem Mittagschläfchen aufwachen. Onkel Olivier redet immer laut, ich weiß nicht, wieso. Es wundert mich, dass Wouter dabei weiterschlafen kann.

Alle setzen sich ins Wohnzimmer, ich darf mit dem Tablett mit Häppchen herumgehen. Es gibt Minitoasts mit Boursin und 'ner Mandel obendrauf, welche mit Krabbensalat mit einem Blättchen Petersilie und welche mit Tatar, Mayonnaise und einer kleinen Silberzwiebel. Es sieht toll aus. Alle suchen sich einen aus, nur Tante Emma nicht, die achtet auf ihre Figur, wie Mama früher. Onkel Tuur nimmt sich zwei, er lächelt dabei. »Es ist genug da«, zwinkere ich zurück. Papa schenkt allen Sekt ein, wie sich das gehört auf einer Feier. Meine Cousine Emilie bleibt neben Tante Roos sitzen, also

stelle ich das Tablett nach meiner Runde auf den Couchtisch und quetsche mich neben Papa.

Die Jungen sind direkt ins Spielzimmer abgedampft, und Klein Wouter sitzt mitten in den Spielsachen, die Tante Elke für ihn auf den Boden gelegt hat. Er schaut konzentriert auf den Turm aus farbigen Ringen, geordnet von groß nach klein. Wouter nimmt sie runter und steckt sie sich in den Mund, was nicht der Sinn des Spiels ist, aber ich lass ihn einfach mal machen.

Onkel Tuur erhebt als Erster das Glas: »Lasst uns auf ein schönes Weihnachtsfest anstoßen, ein besseres neues Jahr, und auf Agnes, wo auch immer sie jetzt sein mag. Prost!«

Agnes, ich habe den Namen schon so lange nicht mehr gehört. Ich frage mich, ob Papa mit anderen Leuten noch über Mama redet, abends zum Beispiel, wenn wir im Bett liegen und die Gäste oft bis oben hören können. Wie super viele Mücken, ein ganzes Wohnzimmer voll, die gleichzeitig summen, so klingt das. Uns gegenüber hat er das Wort »Mama« nicht mehr ausgesprochen seit dem einen Mal, neun Tage nach der Beerdigung, als ich ihn gefragt habe, wieso ihre Kleider wegmussten. Und jetzt traut sich Onkel Tuur einfach, ihren Namen auszusprechen? Ich spüre, wie unangenehm die Stille wird. Oma steht auf und geht in die Küche, angeblich, weil sie was holen will. Tante Roos und Tante Emma trinken schweigend von ihrem Glas. Onkel Olivier lächelt seinen Bruder an, als wolle er sagen: Jeder macht mal einen Fehler, ist nicht so schlimm. Ich liebe Onkel Tuur, aber ich verstehe nicht, dass er nicht merkt, dass er Leute aus der Fassung bringt. Ich bemühe mich immer, Leute nicht aus der Fassung zu bringen. Papa schaut auf seine Schuhe. Ich halte den Atem an.

Dann fliegt plötzlich die Tür vom Gang auf, Alexander kommt herein, schluchzt: »Die schummeln.«

Alle antworten durcheinander.

»Na, Mona, geht doch mal nach oben und spiel etwas anderes mit deinem Bruder. Er kann sich als Jüngster wahrscheinlich wieder nicht gegen seine Cousins durchsetzen.«

»Und, Mona«, sagt Tante Emma, »sag den Jungs bitte auch, dass sie Rücksicht auf Alexander nehmen sollen, sonst komme ich mal nach oben.«

Ich hab keine Lust, das denke ich. Das ist vielleicht nicht gerade vorbildlich von mir, aber ich will echt nicht nach oben, ich will hierbleiben, wie Emilie, auch wenn Tante Roos inzwischen von der Handtasche erzählt, die sie gestern von meinem Onkel bekommen hat, was jetzt nicht gerade interessant ist. Ich will mitkriegen, was sie alle sonst noch sagen werden, vielleicht ja was über Mama.

Aber Papa sagt: »Komm schon, Schatz, hopp hopp.«

Ich bin wütend auf Alexander. Warum kann er nie mal Ruhe geben, wie jeder von uns? Auf der Treppe rufe ich sauer: »Warum willst du auch dauernd mit den großen Jungs spielen? Die sind nun mal schlauer und stärker als du.« Worauf er noch lauter anfängt zu heulen. Jetzt kommt das noch dazu. »Kleine Brüder können eine echte Strafe sein.« Ich sage das einfach und kriege noch nicht mal Schuldgefühle davon, weil es mir nicht leidtut.

Abends werden wir zum Essen gerufen. Sie setzen alle Kinder zusammen an einen extra Tisch. Ich kann Katzentische nicht ausstehen, wieder so ein komisches Wort. Und ich mag keine grünen Gummibärchen, die sind echt nicht lecker, und die Turnbänke beim Sport mag ich auch nicht und wenn man vor dem Schlafengehen nicht mehr lesen darf.

